

Entdeckung einer Welt

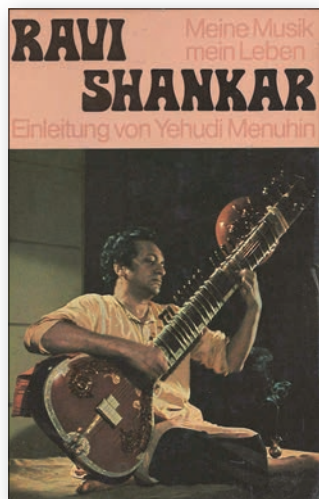
Das Lesen von Musikbüchern hat das FONO FORUM-Team geprägt. Dieses Mal beschreibt Mirjam Schadendorf, warum das Buch „Meine Musik, mein Leben“ ihren musikalischen Horizont öffnete.

Es war Ende der 1990er-Jahre: Ich hatte als Konzertdramaturgin bei den Bochumer Symphonikern unzählige Programmhefte geschrieben oder redigiert. Und genau so unzählige Male hatte ich versucht, den Sinfonien Beethovens oder Mozarts neue Aspekte abzugewinnen, den Zuhörern neue Blickwinkel auf die Werke zu vermitteln. Doch inzwischen wehte ein neuer Wind in den Probenräumen. Nicht nur bei dem damaligen Generalmusikdirektor Steven Sloane, sondern in den Konzertsälen der ganzen Republik spielte man nun auch Kompositionen eines gewissen Astor Piazzolla, Tangos von Carlos Gardel und auch mal Duke Ellington oder Billy Strayhorn. Die Weltmusikwelle war unter dem Begriff „Crossover“ in die Programme aufgenommen worden. Ich verstand Piazzollas Musik nicht, mir war schleierhaft, wie viel an diesen Werken komponiert, wie viel improvisiert war. Zudem wusste ich nichts über den Tango, und es gab kaum verlässliche Literatur. Also blieb ich beim klassischen Kanon und schielte gelegentlich vorsichtig in die Weltmusik-Rubrik.

Das änderte sich, als ich für das Schleswig-Holstein Musikfestival einen Text über einen Amerikaner schreiben sollte, der Sitar spielte. Bei meinen Recherchen stieß ich auf Ravi Shankars Buch „Meine Musik, mein Leben“. In erster Linie wollte ich mich über die klassische indische Musik und das Sitarspiel informieren. Hier gibt der Autor eine fundierte Einführung in die Welt der Ragas.

Doch dabei blieb es nicht. Shankars Buch fesselte mich von Beginn an. Denn ein indischer Musiker ist nicht einfach nur ein Musiker. Eine Trennung zwischen Beruf und Privatleben nach westlichem Vorbild gibt es nicht. Viel zu eng ist die Beziehung zwischen dem „Guru“ (Lehrer) und dem „Shishya“ (Schüler), seine komplette Ausbildungszeit verbringt der Schüler im Haus des Lehrers, lebt ein Leben nach dessen Vorstellungen.

Dementsprechend berichtet Shankar ausführlich über seine eigene Person, über seinen Zugang zur Musik, die Tradition, aus der er kam. Dabei ist das Buch dennoch keine Autobiografie. Zwar geht es auch um den Lebensweg des charismatischen Musikers, aber weniger um sein Ego. So ist



Ravi Shankar: **Meine Musik, mein Leben** (Nymphenburger Verlagshandlung)



„Meine Musik, mein Leben“ keine chronologische Darstellung einer Musikerkarriere, sondern eher eine Art „Sittenbild“ der indischen klassischen Musik im 20. Jahrhundert.

Und damit nicht genug: Bereits als Schüler lebte Shankar eine Zeit lang in Paris bei einem seiner älteren Brüder. Hier war er Zaungast des gesellschaftlichen Lebens in den 1930er-Jahren. Er traf Musiker aus verschiedensten Nationen, darunter auch George Enescu. Über all das berichtet Shankar aus dem Blickwinkel eines Fremden, der die westliche (Musik-)Kultur nicht kennt. Gleichzeitig ist der junge Ravi neugierig und ermöglicht es so dem Leser, diese Welt ebenfalls erneut zu entdecken! Und so las ich scheinbar ein Buch über Indien, das aber eben auch ein Buch über Europa war. Und je länger man liest, desto mehr verschwimmen die Grenzen. Dieser Prozess kulminiert in der Freundschaft zwischen dem Autor und Yehudi Menuhin. Was vielen Klassikfans in den 1960er-Jahren unverständlich war, nämlich dass dieser israelische Ausnahmegeiger einen indischen Sitarspieler in die Konzertsäle des Westens einlud, erschließt sich mittels der Lektüre.

Viele Szenen in diesem Buch haben sich mir fest eingeprägt. Etwa die Suche des 14-jährigen nach seinen Wurzeln, später die Rebellion gegen seinen Guru.

Von da an interessierte ich mich für alle Arten von Musik, und zwar nicht nur für Weltmusik. Plötzlich war da auch der Jazz – mit seiner Freiheit, seinen Patterns, seinen Wurzeln in der amerikanischen Musik der afro-amerikanischen Sklaven. Endlich verstand ich, dass Komposition viel mehr sein kann als die Sonatenhauptsatzform, dass Freiheit nicht Chaos bedeutet und dass es viele verschiedene Grundlagen für ein gemeinsames Musizieren geben kann. Man muss nur neugierig sein – so wie es ein junger indischer Musiker im Paris der 1930er-Jahre war.